

ANDREAS VARNAI

VENISTI, VIDISTI, AVDISTI

GEKOMMEN BIST DU, GESEHEN HAST DU, GEHÖRT HAST DU

MEINE RUMÄNISCHEN JAHRE

Teil VII

In den Sommerferien war es zwar nicht mehr so wie früher, verreisen konnten wir trotzdem. Mit Sondergenehmigung erteilt aufgrund finanziellen Entgegenkommens, im Klartext Bakschisch. Einmal waren wir in Herkulesbad, wo Vater sein Ischias kurierte und hauptsächlich Karten spielte. Das Bad, einer alternden Operettendiva ähnlich, trug noch unter einer dick aufgetragenen Puderschicht den abblätternden Glanz der alten k. u. k. Ära. Eingemeißelt in eine Marmortafel stand verewigt: "Hier trafen sich A.D. 1912 Ihre Majestäten Franz Josef I von Österreich-Ungarn, Petar I von Serbien und Carol I von Rumänien". Wir unternahmen einen Ausflug an die Donau, wir waren im „Kasanpass“, am „Eisernen Tor“ und auf der Insel Ada-Kaleh. Es waren schöne, dramatische Landschaften, ich sah den Militärweg der Römer von Trajans Ingenieuren in den Fels gehauen, ich aß türkische Süßigkeiten auf der Insel und genoss ihre orientalische Atmosphäre. Das existiert heute alles nicht mehr, es ist, wie so manches, dem sozialistischen Größenwahn zum Opfer gefallen, als Rumäniens großer Führer auf der Donau seinen Staudamm bauen ließ.

In den Ferien hat man uns zur gemeinnützigen Arbeit einbezogen, drei bis vier Wochen in jedem Sommer während des Krieges. Die Gemeinde legte für ihre Suppenküche am Rande des Friedhofes einen Gemüsegarten an, da haben wir Erbsen, Bohnen, Paprika und Tomaten geerntet mit lädierten Händen und schmerzenden Rücken. Einmal ordnete man uns zum Waggonabladen in ein Holzlager. Die Arbeit war zwar schwer, aber der Eigentümer steckte uns etwas Taschengeld zu und versprach uns noch mehr davon, wenn wir nach Ablauf der Regelzeit, freiwillig, gegen Entgelt, bei ihm weitere Waggons abladen würden. Es herrschte Krieg, männliche Arbeitskraft war rar, wir waren eine willkommene Aushilfe. Ich habe meine Kräfte überschätzt, die Arbeit besorgte mir etwas Taschengeld, aber vor allem eine von Fieber und Übelkeit begleitete Krankheit. Nach Begleichung der Arztrechnung sagte Vater, für ihn wäre es ein viel lohnenderes Geschäft gewesen, mich dafür zu bezahlen, nicht zu arbeiten.

Wir mussten auch auf Maisfelder in Stadtnähe nach der Ernte übrig gebliebene Stoppel entfernen, wobei ich mir alle Finger meiner rechten Hand mit einer rostigen Sense durchgeschnitten habe. So sahen meine ersten Erfahrungen mit physischer Arbeit aus.

Wir waren ungarische Staatsbürger, theoretisch galten wir in Rumänien nicht als Juden, sondern als Ausländer. Und als solche galten für uns die ungarischen Judengesetze, hätten wir uns in Ungarn aufgehalten. Das war bloß pure Theorie, hat aber so viel gebracht, dass die Behörden uns gegenüber anfänglich unsicher waren, konnten sich nicht entscheiden was wir waren - ausländische Staatsbürger oder Juden und ob sie uns mit voller Härte des Gesetzes treffen sollten, oder nicht. Es war aber nur ein kurzer Aufschub, mehr nicht. Irgendwann beschlossen sie, uns als Juden zu betrachten und warfen uns genauso aus der Wohnung, wenn auch ein halbes Jahr später, wie die anderen auch. Das Radio durften wir auch einige Monate länger behalten. Die Wohnung mussten wir innerhalb von paar Tagen verlassen und zogen aus der modernen Vierzimmerwohnung im neuen Haus, in der neuen Straße, im neuen Wohngebiet, zu dritt, in ein möbliertes Zimmer mit Bad und Toilettenzugang und ohne Kochgelegenheit, in die Pension Deutsch. Damit waren wir wieder zurück in der Elisabethenstadt, wo unsere Karriere in Temesvar begann.

In solchen Situationen war Mutter großartig. Es machte ihr nichts aus, ob sie vornehm wohnte oder bescheiden, ob sie Köchin und Hausmädchen hatte, oder selbst arbeiten musste, ihre gute Laune hatte sie nie verlassen. Sie benahm sich so, als ob sich nichts geändert hätte. Sowohl sie wie auch mein Vater waren ziemlich wählerisch im Umgang mit ihren Mitmenschen. Die Kriterien aber, wonach die Wahl getroffen wurde, waren keineswegs sozialer, eher moralischer Natur. Einige meiner besten Freunde wohnten in Souterrainwohnungen, und wenn es uns gut ging, saßen sie bei uns mit am Tisch. Kein Mensch fragte sie danach, womit ihre Väter, wenn überhaupt, Geld verdienten.

Vater sagte mir – sei ehrlich, nicht nur aus Überzeugung, sondern auch aus Interesse. Ehrlichkeit ist ein gutes Geschäft. Er glaubte fest daran und mochte die unehrlichen Menschen nicht. Bis auf eine Ausnahme – wenn er zum Kartenspiel keinen ehrlichen Partner fand.

In der neuen Umgebung kam ich mit neuen Freunden zusammen. Die meisten waren etwas Jahre älter als ich, sie waren eine Klasse über mir. Wie bei Jungs in diesem Alter üblich, gaben sie mit ihrem Alter und mit ihrer „umfangreichen“ Bildung an. Das störte mein Ego, ich musste mich auch profilieren und das spornte mich zum Lesen an. So hatte das Intermezzo in der Pension Deutsch auch seine Vorteile. In den Jahren die folgten lies ich vieles zusammen, wenn es ging im Original, wenn nicht in Übersetzung, von den Klassikern bis in die Gegenwart. Damals nahm ich auch den Nahkampf mit meiner großen Herausforderung, wie ich damals meinte, dem Roman der Romane – Krieg und Frieden – auf. Natascha Rostowa war die erste große Liebe meines Lebens. Ich weiß nicht mehr was ich von all dem, was ich kreuz und quer durch die Weltliteratur gelesen habe verstand, es war auch nicht so wichtig - Hauptsache, ich habe gelernt, die Bücher zu lieben.

Ich war schon ein großer Junge, liebte trotzdem noch Märchen, nicht die über böse Stiefmütter und gequälte Kinder, die meistens einen wundersamen Ausgang nahmen, indem märchenhaften Prinzen, wie Deus ex Machina, die arme Prinzessin im Nu von allen Schwierigkeiten befreiten, wo zur Erbauung braven kleinen Kinder, der böse Wolf und die böse Schwiegermutter durch den gerechten Tod ihre Strafe fanden. Nein, ich liebte die klugen, einfühlsamen und ein klein bisschen sentimental von Andersen, die mir Mutter früher am Bett erzählte, über Großherzigkeit, Standhaftigkeit und Erhabenheit der Seele, lauter unnützes Zeug, eher unvorteilhaft für mein

Vorwärtskommen im Leben, aber einzigartig schön. Später, im Englischunterricht begegnete ich dem glücklichen Prinzen von Oscar Wilde und Alice, mit ihrer wunderbaren Skurrilität, genüssliche Momente in der Welt meiner Märchen. Das letzte Märchen, das eigentlich keines mehr war, traf mich gegen Ende meiner Jugend. Es war die wunderbare Geschichte des kleinen Prinzen auf seinem kleinen Planeten - Le Petit Prince. Danach gab es keine Märchen mehr für mich.

Unsere Vorfahren haben den Talmud gelernt, haben ein Leben lang über religiöse Probleme diskutiert. Hatte Adam einen Nabel, obwohl er keine Mutter hatte? Wenn Gott die Welt in sechs Tagen schuf, wieso dann nicht an einem? So und so ähnlich, Tag und Nacht, mit der Methode Pilpul – Einerseits, Andererseits. Zwei Juden spazieren auf dem Dach und fallen in einen Schornstein. Wenn sie herauskommen, der eine ist weiß, der andere schwarz. Welcher wäscht sich zuerst?

Wir waren aufgeklärt und modern, wir hatten mit dem Talmud nichts zu tun, aber die Neigung zum Diskutieren, den Dingen auf den Grund zu gehen, haben wir anscheinend von unseren Ahnen geerbt. Früh habe ich angefangen Fragen zu stellen, die Dinge nicht einfach hinzunehmen, ohne gründlich danach gefragt zu haben. Immer wieder fragen, nach dem Wie, nach dem Wann, nach dem Wo. Aber die wichtigste Frage war das Warum?

Wir diskutierten über alles: Politik, Literatur, Kunst, Pädagogik und Psychologie, nur über vernünftige Dinge, die mit dem praktischen, alltäglichen Leben zu tun hatten, diskutierten wir nie. Obwohl ich auch mit meinen neu erworbenen Freunden viel diskutierte, mein ständiger Diskussionspartner blieb für die kommenden zehn Jahre mein Freund und ehemaliger Konkurrent vom Selbststudienkreis, Schatteles. Wir hörten abends auf und am nächsten Morgen setzten wir damit wieder fort. Wir lasen die gleichen Bücher, wir verstanden sie aber selbstverständlich ganz anders. Einvernehmen ergibt keinen Diskussionsstoff. Es herrschte Krieg, wir waren abgeschnitten von der Welt, es standen uns keine Informationsquellen zur Verfügung, keine Zeitschriften, keine neuen Bücher, unsere Diskussionen bewegten sich in einem eingefrorenen Raum. Für uns war das nicht so wichtig, wir nahmen es gar nicht war, wir diskutierten aus reiner Liebe zur Diskussion. „Sag mir etwas, egal was, Hauptsache, ich kann dir widersprechen.“

Wir versuchten unseren Durst nach Wissen, nach Bildung so zu stillen, wie es in diesen verruchten Zeiten möglich war. Einer unserer Lehrer unterrichtete französisch, obwohl er schon längst im Rentenalter war, die Schule fragte aber nicht nach dem Alter, holte sich die Lehrer, die sie fand. Er hieß Déznai, war ein belesener Mann, ein Urgestein der Schule, der seit ihrer Gründung dabei war, von seiner Bildung selbst überzeugt und überzeugte davon auch seine Umgebung. Der Französischunterricht langweilte ihn zusehends und verbrachte die Zeit in der Klasse mit Plaudereien über Kunst, Literatur und Kultur im Allgemeinen. Wir waren gerade dabei unsere literarischen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen und organisierten einen Wettbewerb in Novellenschreiben. Wir haben ihn gebeten, unsere Werke zu beurteilen und seine fachgerechte Meinung abzugeben. An seine Reaktion kann ich mich noch ziemlich gut erinnern:

„Was wollt ihr, Novellen schreiben? Worüber? Ihr kennt nicht einmal die euch unmittelbar umgebende Welt. Zuerst sollt ihr beobachten lernen, und wenn ihr so weit seid, könnten wir uns eventuell über Schreiben unterhalten. Ihr lauft mit geschlossenen Augen in der Welt, schaut zwar,

aber sehen tut ihr nicht. Wer kann mir sagen, wie viele Türme die neue rumänische Kathedrale hat? Keiner? Na, seht ihr, sie hat neun.“

Das hat mir damals imponiert, heute weiß ich, er hätte es auch nicht gewusst, wenn er sie sich nicht aus diesem besonderen Anlass durchgezählt hätte. Möglicherweise sogar noch am selben Tag.

Kurz und gut, er ließ sich seine Bildung vergolden und hielt Privatunterricht mit einigen von uns, um etwas Ordnung in unsere Köpfe zu bringen und uns etwas über die Welt zu erzählen. Er sammelte Bilder über die meisten Städte der Erde, die er aus Zeitschriften ausschnitt und in großen Alben klebte, und zeigte uns Paris, Rom, London und New York anhand dieser zweitklassigen Fotografien, in einer Zeit, in der Dias als Seltenheit galten, gewürzt mit seinen treffenden, interessanten Erzählungen. Er war viel gereist, das meiste hat er selbst gesehen. Er hat Methode in meine Fragerei gebracht, von ihm habe ich gelernt gezielt zu fragen, zu wissen, wie man die richtigen Fragen stellt und mit dem Fragen erst dann aufzuhören, wenn alle Widersprüche geklärt sind. Beim Betrachten seiner Bilder habe ich ein neues Gefühl kennengelernt, das seitdem mein ständiger Begleiter wurde - Fernweh.

Wenn man alt wird, erfahren und weise, vergisst man, wie wichtig die Jugend ist, wie recht sie hat. All das, was man später mit einem wissenden Lächeln, mit leicht verzogenem Mundwinkel als jugendliche Torheit abtut, ist im Grunde genommen wichtiger und richtiger als die vielen faulen Kompromisse, die man im Laufe der Jahre schließt, um überleben zu können. Mit sechzehn hat man noch seine eigene Meinung, oder das, was man dafürhält, man ändert sie nicht, man würde dafür auf die Barrikade gehen, sogar sterben. Man ist mutig, man ist jung. Dass wir die Älteren genauso wenig verstanden, wie sie uns, tut wenig zur Sache, wir waren im Recht, die Zukunft gehörte uns. Hätten wir wirklich gewusst, wie diese Zukunft, die uns gehörte, aussah, hätten wir wahrscheinlich gerne auf sie verzichtet. Dass wir diese Zukunft ohne größeren Schaden überlebt haben, verdanken wir unserem Glück, dem Optimismus und der seelischen Robustheit der Jugend.

Zu dieser Zeit entdeckten wir, Schatteles und ich, eine merkwürdige Spracheigentümlichkeit der Temesvarer Juden. Im Prinzip sprachen sie alle ungarisch. Bis auf die Alten - die sprachen Deutsch. Dabei stellten wir fest, dass eigentlich alle alte Menschen deutsch sprachen, aus welchem Grund auch immer. Sogar die alten Indianer. Seit dem nannten wir uns alte Indianer, da es sowieso keine Rolle spielte, wie wir uns nannten, man wusste doch, wer wir sind. Und so sprachen wir nur noch deutsch, mit der österreichisch gefärbten nasalklingenden Sprache der alten Männer, die irgendwann, irgendwo dem Kaiser dienten.

Unsere einzige Verbindung zur Außenwelt war das Radio – Radio London. Wir hatten kein Radio, niemand hatte eins, aber man kannte immer einen anständigen Christenmenschen, bei dem man, unter strengen Sicherheitsvorkehrungen, Nachrichten hörte. Das Pausenzeichen – bum, bum, bum – bumm - dreimal kurz, einmal lang, wie das Hauptthema der fünften Symphonie von Beethoven, oder das V im Alphabet Morse, nach dem „Victory“ Zeichen von Churchill, ging einem durch Mark und Bein. Wir wussten, wir wollten es so wissen, dass die Dinge immer besser

standen. Die Alliierten landeten in Italien, die Russen waren auf dem Vormarsch, es konnte nicht mehr lange dauern. Zu unserem Glück blieb uns damals verborgen, was hinter den Frontlinien passierte. Es kreisten zwar diffuse Gerüchte über Deportationen nach Transnistrien, über Lager, in denen man Juden umbrachte, zu den Ohren von Schulkindern drangen diese Nachrichten kaum durch. Wir kannten so gut wie niemanden, der all das mit eigenen Augen gesehen hätte und unsere Eltern, wenn sie mehr darüber wussten, teilten ihr Wissen nicht mit uns. Da uns keine unmittelbare Verschleppung drohte, fiel es leicht die Dinge zu verdrängen. Ich glaube von jemandem gehört zu haben, der mal dort war als Arzt auf Zwangsarbeit, und wenn er überhaupt etwas davon erzählte, bekam ich es nicht mit. Von den zweihunderttausend Juden aus Bessarabien, Bukowina und der Ukraine, die von der rumänischen Armee und Gendarmerie in Transnistrien umgebracht worden, kamen wenige konkrete Kunden bei uns an. Eigentlich eigenartig, wenn man Rumänien und die dortigen Verhältnisse kennt. Über Deportationen in Polen, Gettos, Vernichtungslager sickerten auch keine Nachrichten durch. Und die, die davon wussten, gaben sie nicht weiter. Man sagt, dem großen, gut geölten deutschen Vernichtungsapparat ist es gelungen, praktisch vor den Augen der Weltöffentlichkeit, Millionen von Juden hinzumorden, so, dass es keinem auffiel. War es tatsächlich so? Kann es so gewesen sein, waren alle blind? Die Sowjets haben darüber nie berichtet, das war verständlich, dazu hatten sie mehr als einen guten Grund. Aber die Westalliierten? Wieso haben sie geschwiegen? Man hätte das große Morden an den Juden womöglich nicht aufhalten können, aber nichts dagegen unternehmen und nicht einmal darüber berichten? Wir haben sie geschätzt und geliebt. Und sie uns? Ging es tatsächlich darum, wie einige von uns schon damals annahmen und die Zionisten es auch laut sagten, sie wollten uns nicht, sie wollten sich kein Judenproblem aufladen, sie wollten uns auch loswerden? Die Briten mochten uns nicht und opferten uns wegen ihrer „ausgewogener“ Araberpolitik, die Amerikaner wegen der antisemitischen Grundstimmung im Wahlvolk. Ist das war? War es so? War Roosevelt auch ein Antisemit? Wussten wir nichts oder wollten nur die Realität nicht wahrnehmen? Und überhaupt, wer mag schon die Juden?

Heute, mit dem heutigen Wissen, scheint es unvorstellbar, aber unter den damaligen Umständen blieben diese Ereignisse, die alles überragende Katastrophe des Jahrhunderts, mir, einem vierzehnjährigen jüdischen Jungen aus Temesvar, so lange undeutlich und diffus, bis sie irgendwann unmittelbar meine Familienmitglieder traf. Und doch, wenn ich so zurückdenke, wird es mir klar, dass die Gefahr, die ständige Gefahr die unser Leben begleitete, mir immer gegenwärtig war. Iván, mit dem ich zusammen bei Frau Vágó Englisch lernte - so teilten wir unter uns die Gebühren - der ein Jahr älter, und damit erfahrener war als ich, erklärte mir die aktuelle politische Lage mit professioneller Kompetenz: "Sie werden uns deportieren, alles ist lediglich eine Frage der Zeit, bis sie über die erforderliche Transportkapazität verfügen. Wenn es so weit ist, müssen wir über die Grenze nach Serbien flüchten, zu Michajlowitsch, zu den Partisanen. Wenn du willst, kannst du mit mir kommen, ich verfüge über die entsprechenden Kontakte." Woher er von Michajlowitsch wusste, war mir schleierhaft, und dass ich diesen Namen zum ersten Mal hörte, gab ich selbstverständlich nicht zu. Über Tito wusste auch er noch nichts. Bezeichnend war aber, dass unsere abenteuerlichen frühpubertären Fantasien, sich um Deportation und Flucht drehten. Das war unser Alltag.

Eines Tages erschienen große Propagandabilder in einem Schaufenster in der Innenstadt und berichteten über die Gräueltaten der Bolschewiken in Katyn, wo sie Hunderte von polnischen Offizieren ermordeten. Ich wusste es, wir wussten es alle, das dies gelogen war, die Deutschen haben die Polen selbst umgebracht und den Russen in die Schuhe geschoben. Was wir nicht wussten - es war nicht gelogen, es war tatsächlich war! Wir hätten solche Gräueltaten den Sowjets nie zugetraut, genauso, wie wir dem Buch des ehemaligen amerikanischen Botschafters in Moskau, Joseph Davies, in dem er die Schauprozesse der dreißiger Jahre beschönigte, auch glauben schenkten. In dieser wahnwitzigen Welt, mit exzessiver Brutalität verwirklichtem Juden Hass der Nazis, musste man an etwas glauben. Man glaubte an den Gegenpol, an die moralische Überlegenheit der Kommunisten, an die Sowjetunion. Man glaubt ja immer das, was man glauben will und das, was nicht in das eigene Weltbild passt, wird verdrängt. So glaubten wir die Dummheiten von Davies und verdrängten den vor zwei Jahren von Ribbentrop in Moskau unterschriebenen Vertrag. In dieser Weise wurde, glaube ich, die Grundlage meiner Sympathie für die Linken gelegt.

Sonst war es klar: Alles was die Deutschen sagten war gelogen, es war reine Propaganda. Die Meldungen in den Zeitungen, im Radio, in den Wochenschauen im Kino, entsprachen nicht dem, was wir über die Realität wussten. Das erfüllte mich mit Zuversicht, die einzige richtige Konsequenz, die man daraus ziehen konnte, war, dass sie noch viel schlimmer dastehen, als wir es zu wissen glaubten.

Es erschienen immer neue Judengesetze, jüdische Männer wurden zum Arbeitsdienst einbezogen. Jeder unter fünfzig. Oder fast jeder. Der es sich leisten konnte, hatte die Möglichkeit sich vom Arbeitsdienst freizukaufen. Ganz legal, für teures Geld konnte man sich ein „Carnet“ – einen Ausweis – kaufen, damit durfte man zu Hause bleiben. In Rumänien war jeder korrupt, sogar der Staat. Am Anfang, als er noch als Ausländer galt, war mein Vater nicht zum Arbeitsdienst verpflichtet. Später, als der Staat sich eines Besseren besann, und ihn endgültig zum Juden deklarierte, kauften ihm seine Arbeitgeber ein Carnet, um ihn von der Fronarbeit zu befreien. Er war viel zu wertvoll für sie.

Die Politik zog in die Schule ein. Viele Klassenkameraden wurden Mitglieder zionistischer Jugendorganisationen. Selbstverständlich illegal, sie waren alle verboten. Es gab deren viele, jede Partei hatte ihre eigene Jugendorganisation. Bürgerlich rechts, ultrarechts-revisionistisch, links, extrem links, religiös, ultrareligiös. Ich mochte sie alle nicht. Sie sprachen ihr eigenes politisches Kauderwelsch, waren fest von ihrer eigenen Wahrheit überzeugt, zweifelten nie an sich. Sie widersprachen meinem kosmopolitischen Weltbild, oder dem, was ich darunter verstand. Ich konnte es mir nicht vorstellen, dem faschistischen Nationalismus, einen jüdischen gegenüberzustellen. Obwohl ich in diesen schweren Zeiten mehr von der Außenwelt mitbekam, als bei Kindern meines Alters sonst üblich, war ich mit meinen vierzehn Jahren trotzdem fast noch ein Kind und die Probleme dieser geschichtsträchtigen Zeit, waren anscheinend viel zu kompliziert für mich. Ich verstand damals den Sinn des Zionismus nicht; genauso wenig wie ich später, in reiferen Jahren, als ich mit meinem Judentum bewusst identifizierte, die grundlegenden Irrtümer des Zionismus verstand. Scheinbar reicht ein Menschenleben nicht, um mit den idiotischen jüdischen Problemen ins Reine zu kommen.

Ich sah, wie die verschiedenen zionistischen Parteien sich gegenseitig bekämpften, und es war mein Pech, dem politischen Alltag und dem oft nicht allzu sauberen Innenleben der Parteien, zum ersten Mal ausgerechnet im jüdischen Kontext zu begegnen. Die nationale Politik Rumäniens, insofern sie nicht die Juden betraf, lag mir damals ferner als der Mond.

Meine damalige Auffassung über die Welt war ziemlich dürftig, ich wusste von den Kommunisten zwar noch so gut wie nichts, sie lauerten aber in der nicht allzu fernen Zukunft auf mich, bereit mich zu verführen. Damals konzentrierte sich mein ganzes politisches Credo in meinem unermesslichen Hass auf die Nazis. Ihre eindeutige Bösartigkeit vereinfachte mein Weltbild, ich konnte sie uneingeschränkt hassen, sie ließen keine, nicht einmal die geringste Möglichkeit des Zweifels an ihrer Verdorbenheit und Verkommenheit übrig. Ich wusste immer, welche die richtige Seite war, alles war eindeutig, ich war von den Zwischentönen dieser Welt verschont. Damals kannte ich das quälende Gefühl des Selbstzweifels, das mich in den folgenden Jahren so oft um meinen Schlaf brachte, noch nicht.

Unser Aufenthalt in der Pension Deutsch dauerte nicht einmal ein Jahr. Ein deutscher Textilhändler, Herr Rabong, Kunde meines Vaters, baute sich ein Mietshaus und fragte Vater, ob er eine Wohnung bräuchte. Einem Juden eine Wohnung zu vermieten galt damals als eine ganz besondere Geste, gehörte bestimmt viel Mut dazu, auch dann, wenn wir wussten, dass er mit Vaters Hilfe noch immer zu guten Geschäften kam. Da er kein Jude war, durften wir in seinem Haus wohnen. Wir bezogen eine Zweizimmerwohnung, mit Küche, Bad, Speisekammer und einem Dienstmädchenzimmer. In dem wohnte ich. In Kriegszeiten war Metall Mangelware, es war verboten, Zentralheizungen zu bauen. Wir hatten holzbefeuerte Kachelöfen und im Bad ein Kessel für warmes Wasser. Nach der Pension Deutsch kam es uns wie ein Traum vor. In der neuen Wohnung richteten wir uns schnell ein. Mutter trieb alles auf, was erforderlich war. Aus den Trümmern unserer alten Einrichtung hat sie die kombinierten Möbel in Nussbaumfurnier aus dem Wohnzimmer gerettet, den Rest ließ sie von einem Tischler, in schwarzem Eichenfurnier mit leuchtend grünem Bezug, erstellen. So entstand das zweite kombinierte Zimmer und wurde von meinen Eltern als Schlafzimmer benutzt. Ich bekam die Reste meines alten Kinderzimmers in grauer Ölfarbe gestrichen.

Die Kachelöfen brachten viel Arbeit und Ärger mit sich, wenn man kein Dienstmädchen hatte. Wir hatten keins, da wir aufgrund der Rassengesetze keine Arier beschäftigen durften. Jüdische Dienstmädchen gab es zum Glück keine.

Es hieß Holz hacken und aus dem Keller hoch schleppen, morgens ganz früh Feuer legen, den Feuerraum reinigen. Das erledigten wir abwechselnd, Mutter und ich. Andererseits war so ein Kachelofen eine wunderbare Sache. In der Mitte hatte er einen Hohlraum, eine Art Backröhre, darin konnte man in den langen Winterabenden Kartoffel, oder Kürbis backen, bei offener Tür über dem Glut Brot und Speck auf einer langen Gabel rösten, dazu heißen Tee trinken und sich dabei wohlig fühlen. Während des Krieges waren in Rumänien die Lebensmittel knapp und rationiert, jeder hatte eine Lebensmittelkarte für die Grundnahrung, aber in diesem Land war im Grunde genommen alles möglich. Wir hatten unser Brot und Speck – alles eine Frage des Geldes. Das rationierte, auf Lebensmittelmarken erhältliche Brot hatte nur deswegen eine Kruste, damit etwas den Matsch im Inneren zusammenhielt. Man sagte es beinhalte kein Mehl, die Bestandteile

wären Erbsen und Sägemehl. Ob das stimmte? Rumänien war ein reiches Agrarland, die Eigenproduktion hätte auch unter den schlimmsten Kriegsbedingungen ausgereicht, um die eigene Bevölkerung zu ernähren. Das Dritte Reich schluckte aber alles. Im Herbst 1942, als die Deutschen die Ukraine, mit ihren riesigen Weizenfeldern besetzten, lockerten sich auch in Rumänien die Einschränkungen.

Mutter besorgte auch ein Klavier und einen elektrisch betriebenen Plattenspieler. Woher sie das alles mitten im Krieg herbekam, hat mich damals nicht interessiert. Heute schon, aber jetzt kann ich sie nicht mehr danach fragen. Der kleine Teufel, der mir nie Ruhe gab, meldete sich wieder – was machst du mit dem Klavier, du kannst nicht einmal darauf spielen? Ich habe mich entschlossen, es zu lernen. In meinem Alter spielten die Kinder schon Etüden von Chopin oder Sonaten von Mozart, ich war mit vierzehn, Anfänger. Kein Mensch, nicht einmal meine Mutter spornte mich an, ich machte alles aus eigener Überzeugung. Meine Klavierlehrerin war eine ältere Dame, Magda Kardos, man sagte, die Beste in der Stadt. Einer ihrer Schüler war, der inzwischen weltberühmt gewordene ungarische Komponist, György Kurtág. Sie war spröde, streng, anspruchsvoll. Wir haben uns trotzdem nach kurzer Zeit gemocht. Sie wusste, aus mir wird nie ein großer Pianist, sie hat mir freie Bahn gelassen, ich konnte spielen, was ich wollte und wie ich wollte, Hauptsache ich fühlte mich wohl dabei. Ich habe bei ihr, im Rahmen meiner Möglichkeiten Klavierspielen gelernt, aber vor allem habe ich vieles über Musik erfahren. Wenn ich nicht gut drauf war und die Tagesaufgabe nicht meistern konnte, setzten wir das Klavierspiel aus und diskutierten über Musik und Kunst im Allgemeinen. Sie hat mir die wichtigsten Begriffe beigebracht, mir die Augen, besser gesagt Ohren, für das Schöne geöffnet, meine Urteilsfähigkeit gefördert, mich für Dinge empfindlich gemacht, die mir früher entgangen waren. Sie hat mir die moderne Musik näher gebracht, sie bewunderte Bartók. Nach einem Jahr spielte ich selbst Bartók, und laut ihrer Aussage spielte ich nicht schlecht. Sonst war sie mit Lobesworten mehr als sparsam. Leider, nach zwei Jahren Unterricht hörte sie auf, sie zog sich zurück, sie fühlte sich alt und müde. Ich habe sie sehr vermisst. Sie hat mich an eine jüngere, auch sehr gute Klavierlehrerin weiterempfohlen, eine ehemalige Schülerin von ihr. Bei ihr habe ich bis zu meinem Weggang aus Temesvar weitergelernt.

Die Schule konnte mein Interesse nicht fesseln, zu Hause habe ich nur das absolut Erforderliche gelernt, das meiste schnappte ich sowieso während des Unterrichts auf. Ich gehörte trotzdem zu den zwei oder drei besten Schülern in der Klasse. Eine sehr große Leistung war das nicht, die anderen hielten es mit dem Lernen auch nicht anders; andere Dinge zogen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die einzige Ausnahme war Edelstein, ein Junge aus einer streng religiösen Familie, der nebenbei auch Talmud lernte, fließend hebräisch sprach, und als Einziger über absolutes Gehör verfügte. Er lernte mit Fleiß, er nahm die Schule Ernst. Edelstein war dünn, blass, hatte große, schwarze Augen, war leise, bescheiden, nahm an dem vielerlei Unfug, den wir ständig veranstalteten, nicht teil. Wir nannten ihn Miki, wegen der auffälligen Ähnlichkeit seiner großen, schwarzen Augen und abstehenden Ohren mit Mickey Mouse. Und trotzdem stellte es sich mit der Zeit heraus, dass er über einen feinen Humor verfügte, und in seiner Art, sich immer mit uns solidarisierte. Er war ein Prachtkerl. Leider lebt er seit einigen Jahren nicht mehr.

In dieser einzigartigen Solidargemeinschaft, unsere Schulklasse, fühlte ich mich so geborgen, so heimisch, so wohl, wie in keiner anderen Gemeinschaft in meinem späteren Leben. Diese Bindung zwischen uns wurde durch den Krieg und Verfolgung besonders zementiert, hält bei den Meisten bis heute.

Obwohl wir es mit der Schule nicht so ernst nahmen, heute, nach so vielen Jahren, stelle ich immer wieder fest, dass unser damaliger Wissensstand, sogar das, was davon noch übrig blieb, den Vergleich mit dem der nachfolgenden Generationen jederzeit standhielt. Einigen unserer Lehrern ist es gelungen unsere Neugierde zu wecken und unseren Wissensdurst in methodisch gut fundierte Bahnen, zu lenken. Wir haben viel gelesen und - damals war es so üblich – strebten etwas an, was, mehr oder minder fundiert, Allgemeinbildung hieß und keinen praktischen Nutzen mit sich brachte.